Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 12

Artikel: Wissenschaft aus den Fugen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667829

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gewußt, daß sie in diesen Tagen kam. Er hatte es auch gewußt, daß sie heute kam, da gab es keine Ausrede. Aber er hatte sich nicht damit zu behaben gewußt. Es war eine harte Sache. Er stolperte schwerfällig wieder die Treppe hinab.

Es wurde nicht so bald dunkel im Hause. Die Schwester saß bei dem Bruder. Sie beredeten, was nun zu tun sei. „Du mußt jetzt wohl wieder gehen", sagte er. „Es ist da nichts anderes zu machen. Sie ist die Mutter, daran ist nichts zu ändern. Es geschieht mir sauer, aber ich weiß sonst nichts." Sie redeten hin und her. „Du mußt dich scheiden lassen", sagte die Schwester. Sie hatte ein jämmerliches Gewissen. Sie hatte den Kindern alle Schnüre zerrissen, die sie mit der Mutter verbunden hatten. Das war nicht mehr zusammenzubinden. Sie mußte nun recht behalten, sonst war es nicht auszuleben. Der Mann nickte schwer vor sich hin. Die Schwester hatte ja wohl recht.

Als alles still war im Hause, ging ein leiser Schritt die obere Treppe herab. Der Schlüssel der Haustüre drehte sich im Schloß, eine Gestalt ging aus dem Hause. Sie schlug den Weg nach dem Friedhof ein. Er war verschlossen. Sie umging die Mauer. Da war eine Stelle, die zu übersteigen war. Dort hinten waren die Kindergräber. Es waren ziemlich viele neue da. Vielleicht war eine Seuche gewesen, wer konnte es wissen? Es war nicht so ganz dunkel, die Sterne waren herausgekommen, es war bitter kalt.

Die Mutter suchte umher. Es mußte doch ein Zeichen da sein, das anzeigte, wo das Mariele begraben sei, ein Kreuzlein oder ein Stein. Sie fand keines. Vielleicht war es noch nicht so lange her, und der kleine Hügel noch nicht hergerichtet. Der Mond kam heraus und schien auf ein Gräblein, darauf lag ein Kranz aus blechernen Blättern, mit Wachsrosen geziert. Der kam ihr bekannt vor. Solch einen hatte sie in ihrer Schlafkammer gehabt, er war von ihrem eigenen Schwesterlein her noch da. Sie hatte ihn mit in ihr Heim genommen, er hatte sie schön gedünkt. Nun zeigte er an, wo das Mariele lag. Wenigstens glaubte sie es.

Sie setzte sich auf das Hügelchen: „O Mariele." Es löste sich etwas in ihr. Sie konnte weinen, es brachen alle Bäche in ihr auf. Sie wollte nicht wieder aufstehen. Es war der einzige Platz auf der Welt, wo sie sein konnte.

Sie war auch so müde. Sie hatte ein so schweres Kreuz bis hierher getragen. Es war kein Wunder gewesen, daß sie den Berg so schwer heraufgekommen war. Niemand hatte ihr geholfen, es zu tragen, als etwa hie und da die Aufseherin. Die hatte gesagt, daß Gott die Liebe ansähe, auch im Sündigen.

„Das Mariele habe ich auch lieb gehabt", dachte sie. Sie besann sich lange, es kam ihr allerhand untereinander. „Wenn ich in Marieles Gräblein läge, da käme meine Hand nicht heraus, das Mariele würde sie mir nicht loslassen." Da war das Kind auf einmal da. Es konnte richtig sprechen. Es konnte auch richtig gehen. Es streichelte die Hand der Mutter. Die wollte das nicht leiden. „Sie ist verflucht", sagte sie. „Gott verflucht nicht", sagte das Mariele. „Das haben die Menschen so gemacht."

„Du bist ja so gescheit geworden", sagte die Mutter. Da lächelte das Kind. „Gescheit nicht. Nur gesund. Du wirst jetzt auch gesund."

Der Mutter wohlete es. So wohl war es ihr lange nicht gewesen. „Ich muß jetzt aber zuerst schlafen", sagte sie. „Ja, ja, komm nur ins Bett", sagte das Kind, es war groß und schön.

Da schlief sie schon. Sie schlief so tief, sie war so müde gewesen. Sie lag auf Marieles Bett. Das ihrige daheim war ja so hart gewesen.

Anna Schieber

Wissenschaft aus den Fugen

Daß die Welt aus den Fugen geraten ist, erleben wir jeden Tag. In diesem turbulenten Betrieb sehnt man sich nach Besinnung und nach klaren Linien, nach Tatsachen, welche nicht durch irgendeine Propagandamühle gegangen sind. Man denkt an die Wissenschaft, der es doch in erster Linie — wenigstens nach den überlieferten Begriffen — zukommt, nach der Wahrheit zu streben. Indessen machen wir die unliebsame Entdeckung, daß auch der Physiker und der Chemiker, der Physiologe und der Hygieniker eingespannt worden sind in den alle Energien fressenden Apparat der totalen Kriegführung. Auch die Wissenschaft muß heute als obersten Gebieter

Kriegsgott Mars anerkennen und in vorderster Front mithelfen, neue Kriegsmittel zu erfinden, neue Verfahren auszuprobieren, bestehende zu verbessern usw. Daß dadurch mancherlei Streben nach dem Absoluten, mancherlei Suchen nach Höherem, nach bisher nicht bekannten Zusammenhängen an den Nagel gehängt werden muß, um Platz frei zu bekommen für die Erfordernisse der totalen Kriegführung, brauchen wir nicht gesondert zu unterstreichen! So dürfen wir heute nicht mehr von der „Wissenschaft" im selben Sinn sprechen wie vor dem großen Krieg, denn auch sie ist heute Kriegsmittel geworden.

*

Ohne Rohstoffe keine Kriegführung! Wir denken bei diesem Satz an Stahl, an Kohle, an Eisen, an Blei und Nickel. Denken wir auch an Kautschuk? Ohne Gummi kein Krieg! Das mußten die Amerikaner spüren, als plötzlich nach der Eroberung Malayas und der hinterindischen Inseln die Zufuhr von Rohgummi zu stocken anfing, um schließlich ganz aufzuhören. Ja, man hatte Vorräte, aber sie konnten nicht jahrelang das „Loch" in der Einfuhr verstopfen. Also: Appell an die Wissenschaft! Appell an die Chemie, an die moderne Wunderfabrik! In Deutschland machten sie den berühmten Buna-Hartgummi, mit dem auch ausgezeichnete Autopneus fabriziert werden konnten — warum sollten die Amerikaner nicht aus Erdöl, das ja sozusagen in unerschöpflichen Quantitäten zur Verfügung stand, Gummi hervorzaubern können? Die Versuche setzten ein. Man ging wie die Deutschen an die Buna-Herstellung, man fand aber auch die Lösung, um aus Erdöl unter Zugabe von Alkohol synthetischen Gummi zu produzieren. Einzelheiten natürlich Geschäftsgeheimnis. Auch die Japaner erwiesen sich als moderne Rohstoff-Hexenmeister. Ihnen fehlt es nach den Eroberungen in der Südsee nicht an Gummi, dagegen an Erdöl, weil auf Sumatra und Java die Petroleumfelder durch die Briten und Holländer gründlich zerstört wurden. Warum nicht den Trick versuchen, aus Kautschuk Erdöl zu gewinnen? In der Mandschurei — weit vom Geschütz — gingen die Chemiker an die Arbeit. Und es soll ihnen tatsächlich gelungen sein, den Kautschuk in Motorentreibstoff zu verwandeln. Wie — wollen Sie wissen? Auskunft geben die Japaner erst nach dem Krieg ...

*

Aus Kohle Benzin, aus Erdöl Kautschuk, aus Kohle und Kalk Gummi, aus Gummi Petroleum, aus Holz Zucker, aus Kartoffelstauden Papier — warum nicht auch aus Holz Viehfutter? Im europäischen Norden, der bekanntlich sehr holzreich ist, hat man sich schon vor vielen Jahren mit dem Gedanken getragen, die Zellulose des Holzes, also die Kohlehydrate, der Viehfütterung dienstbar zu machen. Es ging indessen bis zum zweiten Weltkrieg, bis diese Maßnahme sich durchsetzte — nicht nur im Norden, beispielsweise auch bei uns. Man machte anfänglich seltsame Miene zum bösen Spiel, denn daß unsere Vierbeiner Karton fressen sollten ... Nun, die Futterzellulose hat sich nolens volens bei uns ebenfalls eingebürgert, und die Pferde in der Schweizerarmee haben zu einem schönen Teil den Hafer durch den angefeuchteten, gemahlenen „Karton" ersetzt bekommen, aus den „Hafermotoren" sind die „Zellulosemotoren" geworden! Ohne die neuzeitliche Verwandlungschemie wäre dieser „Holzhafer" niemals zu Ehren gekommen, ja — wäre nicht damit zu rechnen gewesen, infolge Futtermangels einen großen Teil der Bestände eingehen zu sehen?

*

Die Wissenschaft ist durch den Krieg nicht nur auf bisher kaum beachtete Gebiete gewiesen worden, sie sah sich auch veranlaßt, bereits erfaßte Rohstoffe besser auszunützen. Musterbeispiel ist der Tierknochen. Verwertet wurde dieses Abfallprodukt aus den Schlachthäusern und Konservenfabriken schon seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts. Im Vordergrund stand und steht heute noch die Entfettung der Knochen mit Hilfe von Benzin oder Benzol. Ein Teil des Knochenfetts eignet sich zur Seifenfabrikation. Ein anderer Teil wird weiter verarbeitet zu den chemischen Zwischenprodukten Stearin, Olein, Glyzerin und Pech, für die man vielfache Verwendungsmöglichkeiten kennt. Einige seien aufgezählt, um darzutun, wie wichtig Knochen sind: Stearin: Rasierseifen, kesmetische Cremen, Kerzen; Olein: Textilhilfsmittelindustrie, Schreibmaschinenbänder, Kopierpapiere, Buchdruckfar-

ben, Putz- und Poliermittel; Glyzerin: Zusatzmittel bei der Seifenfabrikation, bei der Herstellung von Kosmetika, als Bremsflüssigkeit bei Geschützen, Gefrierschutzmittel für Automobile, Herstellung von Sprengstoffen; Stearinpech: Dachpappe, Lack, Kabelisolierstoff. — Nach der Entfettung kommt der Knochen unter starken Dampfdruck: der Knochenleim wird ausgelaugt. Wieder eine andere Behandlung führt vom Knochen zur Gelatine, die ihrerseits bei der Herstellung photographischer Filme und Kopierpapiere wieder auftaucht. Die entfetteten und entleimten Knochen tun schließlich ihren Dienst noch als gesuchte Düngemittel oder auch als Futtermittel — insgesamt ein Ergebnis, das uns zum Staunen zwingt!

*

Der Krieg ist ein Kampf mit Raum und Zeit. Nicht nur auf den Schlachtfeldern, nein — überall. Beispielsweise auch bei der Feldpost der Kriegführenden oder bei den ins Ungemessene anschwellenden Archiven öffentlicher Verwaltungen. Der Appell an die Wissenschaft verhallte auch diesmal nicht ungehört. Die Physiker waren am Zug. Sie warten mit dem Mikrofilm auf, einer Erfindung, deren Bedeutung heute noch nicht abzusehen ist. Man kennt die Tatsache, daß die britische Feldpost den Soldaten im Nahen Orient ihre Briefe nicht im Original, sondern in der Verkleidung des Mikrofilms, liefert. Das geht folgendermaßen zu und her: In England werden die Briefe „mikrophotographiert", auf Filmstreifen mit einer Verkleinerung des Formats auf etwa den 24. Teil des Originals aufgenommen, zu Hunderttausenden in ein Flugzeug verpackt, nach Kairo geschickt und dort rückvergrößert. Sie gelangen schließlich als Photobriefe ins Feld zu den Adressaten.

Im zivilen Leben wird der Mikrofilm schon seit Jahren bei Unternehmungen und Verwaltungen in ausgedehntem Maße herangezogen, vor allem wieder einmal in den — Vereinigten Staaten. Man hat dort erkannt, das man ganze Bureaubauten ersparen kann, wenn man die Geschäftsarchive, Bibliotheken usw. in Mikrofilmen anlegt. Briefe, Bilanzen, Geschäftsberichte, Wertpapiere, Verzeichnisse, Policen bei Versicherungsgesellschaften, Frachtbriefe bei Speditionsunternehmungen, Krankengeschichten in Spitälern werden in der Form von Mikrofilmen aufbewahrt. In den Vereinigten Staaten werden täglich als Zeitdokumente für die künftige Geschichts- und Kulturforschung über 100 Tageszeitungen laufend mikrophotographiert — sie werden auf diese Weise vor dem Vergilben bewahrt und können späteren Generationen dartun, wie herrlich weit man es beispielsweise im Jahre 1943 gebracht hatte . . .

m.

Die Blumenverkäuferin

Am Rand der Straße wie am Rand des Lebens
steht sie als Eine, die verzichtet hat.
Ein kleiner Korb voll Frühling wirbt vergebens
um eine fieberkranke, starre Stadt.

Zu viele Augen sind dem Tag verfangen,
zu viele Herzen an der Zeit versteint —
Am Rand der Straße bleibt sie übergangen,
ist wie der Mond, der fremd im Mittag scheint.

Doch sie verharrt auf ihrer stillen Warte,
als wüßte sie, daß einst voll Blütenlicht
ein Frühling wird, da auch das Eisenharte
am Blumenzarten wesenlos zerbricht.

Kurt Leuthard.